

Gefangen in der Vergangenheit

„Endlich Sommerferien!“, schrie Annika, meine Freundin, zu meinem Bruder Jonas und mir, auf dem Schulweg nach Hause. Jonas rief Annika zu: „Treffen wir uns morgen am Main, an unserer besonderen Stelle?“ „Natürlich!“, antwortete Annika. Wir wohnen in Wipfeld und es macht uns sehr viel Spaß die freie Zeit am Main zu verbringen, wo wir, ohne die ständigen Kontrollen unserer Eltern, am Ufer spielen können.

Nach einigen Tagen wurde es uns dann langweilig. Wir beschlossen am nächsten Tag auf Entdeckungsreise zu gehen und die alte Scheune in einiger Entfernung, die uns schon öfter aufgefallen war, näher anzuschauen. „Lass uns sie erkunden!“, rief Jonas, der sich als Held vor uns aufmachte. Am nächsten Tag packten wir statt der Badesachen Taschenlampen, Kompass und Wanderkarte ein und machten uns mit Proviant und unseren Sonnenbrillen wie richtige Forscher auf den Weg. Unserem Meerschweinchen Fifi erzählten wir alles, aber unseren Eltern sagten wir natürlich nur, dass wir baden gehen.

Als wir endlich an der Scheune ankamen, konnten wir durch die Ritzen zwischen den Brettern hineinsehen. Teils von Stroh bedeckt waren verschiedene alte Gerätschaften, die für den Weinbau notwendig sind.

Hölzerne Bottiche und eine alte Weinpresse standen in der Mitte.

Als wir um die Scheune gingen, fanden wir ein Loch in der Wand und schlichen hinein.

„Komm setzen wir uns irgendwo hin“, schlug Annika vor. Jonas antwortete sofort: „OK! Setzen wir uns doch in den Bottich unter der Presse da!“ Das war spannend und wir kletterten hinein und setzten uns, um etwas zu essen und uns auszuruhen. Doch auf einmal drehte sich der Mechanismus knarrend und die Scheibe, die normalerweise die Trauben zerquetscht, senkte sich auf uns zu.

„Hilfe, Hilfe! Wir sterben gleich!!!“, schrie ich vor lauter Angst. Wir kauerten uns zusammen, schlossen die Augen und dachten, das Ende kommt gleich.

Auf einmal war es still. Totenstill. Aber wir lebten noch.

Wir öffneten die Augen.

„Da!“, flüsterte Annika, und jetzt hörten wir es auch, es war ein leises Schluchzen. Jonas rappelte sich auf und lugte über den Bottichrand. Er traute sich als Erster hinaus und ging der Sache auf den Grund. Da sah er einen Jungen im Stroh sitzen, der alte Klamotten an hatte.

„Was ist denn mit dir los? Wer bist du?“, fragte Jonas. Der seltsame Junge gab darauf zur Antwort: „Was spricht er? Hat er keine Manieren? Mein Name ist Conrad. Wer seid Ihr?“ Darauf traten auch ich und meine Freundin herbei. „Was sagt denn der da? Fasching und der 1. April sind doch schon längst vorbei... und wo sind wir überhaupt?“, wollte ich wissen. Der Junge fiel mir ins Wort: „Was ist Fasching und warum sprichst du so eigenartig? Wir sind hier im 14. Jahrhundert.“

„14. Jahrhundert?“, fragte ich entsetzt und hörte Annika kichern. Ich hatte keine Ahnung, ob die seltsame Kleidung des Jungen der Grund war, dass er keinen

blassen Schimmer von Fasching hatte, oder seine Behauptung, er würde im 14. Jahrhundert leben.

„Genauer gesagt 1399“, erklärte er. „Der 1. Tag im Erntemonat. Aber saget mir, woher kommet ihr? Seid ihr vom Fürsten geschickt, um auf den Feldern zu helfen? So lasset euch erklären, dass mein Vater hier der Graf ist.“

„Angeber“, murmelte Jonas, der nie ein Blatt vor den Mund nahm.

„Ihr seid nicht sehr höflich. Immerhin befindet ihr euch auf fremdem Grund und Boden.“

„Fremder Boden?“, sagte Annika. „Die alte Scheune steht seit Jahren leer und soll abgerissen werden. Was soll das alles überhaupt? Ist das ein Spiel? Irgendein Adventure-Mist?“

Der Junge, also Conrad, erhob sich und klopfte sich Staub und Heu aus den Kleidern. Aber hatte ich im ersten Moment geglaubt, er sei in Lumpen gehüllt, so stellte ich nun fest, dass er schwarze Samthosen, ein weißes Hemd mit Rüschen und Schuhe mit Metallschnallen trug. Geradezu strange, wie Jonas sagen würde. Irgendwie wurde mir komisch zumute. Wieder drehte sich alles vor meinen Augen. Nur saß ich diesmal nicht in der Weinpresse, kurz davor mein Leben zu verlieren, sondern ich stand fest mit beiden Beinen auf der Erde, allerdings kurz davor, den Verstand zu verlieren.

Annika, die laut meiner Mutter, sich schlechter benimmt als Pippi Langstrumpf, trat dicht an Conrad heran, der erschrocken zurückwich. „He, ist das ne neue Mode? Ehrlich, ich finde es saucool.“

Conrad trat einen Schritt zurück. „Ich weiß nicht, in welcher Sprache ihr sprecht, aber offensichtlich seid ihr Fremde.“

„Und wir sind nicht hier, um zu arbeiten“, fügte Jonas sofort hinzu, der, wie meine Mutter meint, die Arbeit nicht gerade erfunden hat. „Und wenn wir schon bei der Wahrheit sind, dann möchte ich dich darauf hinweisen, dass der größte Weinproduzent hier in der Gegend mein Vater ist und nicht deiner!“

Sie standen sich gegenüber und ich erwartete eine kleine Prügelei, als wir vor dem Scheunentor Schritte hörte und eine hohe Stimme rief: „Junger Herr Conrad, man ruft nach ihnen.“

Conrad wurde blass.

„Was ist los?“, fragte ich.

„Er ist da!“

Seine Stimme zitterte.

„Wer?“

„Der Ritter, bei dem ich als Knappe in den Dienst treten soll, um das Waffenhandwerk zu erlernen. Ihr müsset wissen, ich bin der jüngste von sieben Brüdern.“

„Cool“, meinte Jonas.

„Das bedeutet meinen Tod“, murmelte Conrad.

Er sah so ernst aus, dass ich fast glaubte, er meinte es ernst.

„Ich muss fliehen! - aber wohin? Wisset Ihr Fräulein Annika wohin ich mich könnte wenden?“, sagte er.

„Ne! Ach doch! Wir könnten zum Main gehen!“, fiel ihr ein. Wir stürmten durch das Loch, das an der gleichen Stelle wie zu unserer Zeit in der Rückwand war und rannten los, Richtung Main. Leider blieb unsere Flucht nicht lange unentdeckt. Der Verfolger war uns gleich auf den Fersen.

„Da, schnell auf den Kahn!“, rief Jonas. Wir stiegen in das schwankende Schiff, immer noch auf der Flucht vor dem Ritter und stießen den Kahn mit der darin

liegenden Stange in die Mitte des Flusses. Es musste zuvor stark geregnet haben, denn die Strömung war so reißend, dass wir nach kurzer Zeit die Stelle an der wir abgelegt hatten, nicht mehr sehen konnten. Mit der Stange konnten wir keinen Grund mehr finden um das Boot unter Kontrolle zu bringen. Ruder waren keine im Boot. Trotzdem waren wir erleichtert.

„Freude schöner Götterfunken, wir sind dem edlen Ritter entkommen!“ stöhnte Conrad, „aber gleich wird ein heftiger Sturm kommen!“ Die Wolken brauten sich dunkel und drohend über uns zusammen.

Wir konnten noch gar nicht überlegen, wie wir wieder ans Ufer kommen sollten, da goss es auch schon wie aus Eimern. Blitzschnell waren wir pitschnass, und auch der Kahn blieb nicht unversehrt. Das Wasser stand uns schon bis zu den Knöcheln. Jetzt blitzte und donnerte es auch noch. Vor lauter Angst riefen wir um Hilfe, aber es war weit und breit Keiner, der uns hätte hören können. „Wir müssen das Wasser rausschaufeln, sonst gehen wir unter!“ rief Jonas, „Schuhe ausziehen! Alle Mann schöpfen!“

Viel half das nicht. Wir mussten schon eine ganze Strecke getrieben sein. Ich meinte, die Vogelsburg gesehen zu haben, als die Wolken sich vorhin gerade mal ein wenig gelichtet hatten, aber es regnete und regnete und unser Boot begann langsam zu sinken. „Wir müssen springen!“, rief Conrad.

Schon waren wir im Wasser. Wir konnten einen treibenden großen Ast fassen an den wir uns klammerten um nicht auseinander zu treiben. Gemeinsam versuchten wir ans Ufer zu schwimmen. Erschöpft zogen wir uns an Land. Der Regen hatte nachgelassen. Nach einer Verschnaufpause machten wir uns - noch immer triefend nass - in Richtung der kleinen Stadt auf, die wir jetzt erkennen konnten. „Das muss Volkach sein! meinte Annika. Ein paar Leute waren mit einem Fuhrwerk unterwegs, vielleicht konnten sie uns mitnehmen. „Da bist du ja du Lausebengel!“ hörten wir den Mann wutentbrannt schnaufen. Der Mann sprang vom Wagen und packte Conrad an der Gurgel. „Ihr kommt auch mit!“ sagte er und ergriff uns an den Händen. „Dafür können sie eingesperrt werden!“ wehrte sich Annika. „Eingesperrt werdet ihr! Fritz, du hast mir das letzte Mal die Ernte gestohlen! Und ihr habt ihm bestimmt dabei geholfen! Kommt jetzt mit!“, sagte er. Er fesselte uns auf den Wagen und brachte uns in einen kerker- artigen Raum. Plötzlich schob der Mann ein Gitter zu und wir saßen in der Falle. „Wir haben doch nichts gemacht!“ verteidigten wir uns. „Ja klar sagte er!“

„Mein Name ist nicht Fritz!“, entgegnete Conrad. „Der Herr täuscht sich.“

„Ha!“, nun schrie der Mann. „Leugnen will er auch noch. Habe dich doch selbst gesehen.“ Vor lauter Wut stieg ihm das Blut ins Gesicht. Mann, seine blauen Augen verfärbten sich violett wie überreife Weintrauben.

Annika, Jonas und ich starrten einander an. Der Junge hatte uns belogen. Hatten wir etwa unser Leben riskiert für einen Betrüger?

„Ich bin Conrad Celtis, der Sohn des Weinbauers, und er wird Sie dafür in den Kerker werfen lassen.“

„Der Sohn vom Celtis? Dass ich nicht lache. Der Blitz soll dich treffen, leugnest du länger. Und euch“, wandte er sich an uns, „gleich mit, wenn ihr gemeinsame Sache macht mit so einem. Weiß doch jeder, dass der Celtis nur einen einzigen Sohn hat, dessen Haut so weiß ist wie Schnee, die Haare so schwarz wie Ebenholz und die Hände noch nie die Arbeit gesehen haben. Du aber bist blond.“ Nun packte er den Arm des Jungen – hieß er Conrad oder Fritz – und riss ihn in die Höhe: „Sehen so die Hände eines Jungen aus, der nur in die Bücher schaut?“

Wir alle starrten nun auf die Fingernägel, unter denen mehr Dreck lag als am Hintern einer Kuh klebte. Das wenigstens sagte meine Mutter stets in so einem Fall zu Jonas.

„Aber Himmel“, der Mann schluckte vor Entsetzen. „Kann es sein, dass du noch ein größerer Lump bist, als ich dachte? Nicht nur ein Dieb, sondern auch ein Betrüger? Genug der Worte. Ihr kommt nun mit mir. Ich werde euch dem Richter vorführen.“

„Aber wir haben doch gar nichts gemacht“, schrie Jonas. „Wir sind nicht von hier.“

„Nicht von hier? Ei, seit ihr etwa vom Himmel gefallen?“

Er kam der Wahrheit ziemlich nahe. Zumindest fühlte ich mich so.

Es war Annika, die nun näher an Fritz oder Conrad oder wie auch immer der Junge hieß, rückte und – so schnell, dass ich es kaum beobachten konnte – zog sie aus seiner Jackentasche ein kleines Büchlein und schlug es auf.

Conrad Celtis stand auf dem Deckblatt. Und es handelte sich um ein Buch in lateinischer Sprache.

„Nun“ sagte sie, „wenn du wirklich Conrad Celtis bist“, dann wirst du das wohl lesen können. Und glaube ja nicht, dass du mich hereinlegen kannst. Ich lerne seit fünf Jahren Latein und weiß, wovon ich rede.“

Jonas und ich warfen uns einen spöttischen Blick zu. Annikas Lateinkenntnisse kamen einer Katastrophe gleich. Ehrlich gesagt fragten wir uns Jahr für Jahr, wie sie jedes Mal überlebte.

Der Junge lief puterrot an und begann zu stottern. Annika genoss es offensichtlich jemanden vor sich zu haben, der noch schlechter war als sie. „Salve, discipulus“, sagte sie mit derselben Stimme wie unser Lateinlehrer. „Amo, amas, amat? Amamus, amam ...“

Der Junge starrte sie verzweifelt an und brach plötzlich in Tränen aus. „Es ist nicht meine Schuld. Nicht meine. Er ...“

„Wer?“

„Conrad!“

„Wer?“

„Conrad Celtis ...“